

fraglich, zumal die Analyse mit nur rudimentären Kenntnissen film- und fernsehanalytischer Verfahren durchgeführt wurde. Ähnliches gilt für die Untersuchung der sozio-emotionalen Wirkungsdimension der Sendungen, wobei hier nur Affekt-Talks und Beziehungsshows berücksichtigt wurden. Hier wurde mit psychologischen Testverfahren gearbeitet, z. B. mit dem „Eysenck-Personality-Inventory“ (EPI) oder dem „Self-Assessment-Manikin“ (SAM). Hier soll keine generelle Kritik an den Verfahren geübt, sondern lediglich gefragt werden, ob Verfahren und ihre Kategorien, die zum Teil in den 70er Jahren entstanden sind, den Lebensverhältnissen in den 90er Jahren und den damit verbundenen Lebenswirklichkeiten der Testpersonen noch gerecht werden können. Im Abschnitt über die juristischen Aspekte des Affektfernsehens wird festgestellt, „daß die Sendungen des Affektfernsehens sich häufig durch die Wahl ihrer Themen und Vorgehensweisen in juristisch sensiblen Bereichen bewegen. Verstöße gegen geltendes Recht sind dabei gelegentlich festzustellen, sind aber dem Affektfernsehen nicht immanent“ (S. 316). Die daraus gezogene Folgerung, der als Rechtsunsicherheit empfundenen, unbefriedigenden Situation mit schärferen Gesetzen zu begegnen, ist sehr diskussionsbedürftig. Denn es ist fraglich, ob das der richtige Weg ist. Insgesamt bleiben die Ergebnisse der Studie recht unbefriedigend. Einerseits ist in der Untersuchung mit zum Teil recht fragwürdigen methodischen Konstruktionen gearbeitet worden, die die Ergebnisse nicht unwesentlich beeinflusst haben. Neben den bereits genannten Problemen der psychologischen

Testverfahren und der computergestützten Analyse ausgewählter Sendungsabschnitte betrifft dies auch die Fragebogenstudie, in der die Zuschauermerkmale abgefragt wurden. Die Stichprobe wurde repräsentativ für die Bevölkerungsstruktur ausgewählt. Dadurch waren natürlich auch zahlreiche Nichtseher und Gelegenheitsseher unter den Befragten. Auf diese Weise ergeben sich möglicherweise prozentuale Verschiebungen bei einigen Ergebnissen. Meines Erachtens wäre es sinnvoller gewesen, die Stichprobe repräsentativ für die Zuschauerschaft des Affektfernsehens auszuwählen. Dann wäre man möglicherweise zum Teil zu anderen Ergebnissen gekommen. Andererseits ist der Begriff des Affektfernsehens, wie die Autoren selbst zugeben, zu unscharf, um die hier untersuchten Sendungen mit ihren Charakteristika und Eigenschaften zu fassen. Das liegt u. a. daran, daß den Autoren zahlreiche medienwissenschaftliche Arbeiten fremd sind, die sich mit Fernsehgenres und -formaten befassen, die sich auch mit den emotionalen Aspekten der Rezeption sowie den für das Affektfernsehen genannten Charakteristika der Emotionalisierung, Intimisierung, Authentizität und Personalisierung, z. B. bei Nachrichtensendungen beschäftigen. Fazit: Die Studie zeugt von teilweise großer Unkenntnis medienwissenschaftlicher Erkenntnisse und der praktischen Seite der Programmplanung und Produktion der Sendungen, bietet dafür aber eine handwerklich saubere psychologische Untersuchung zu einem Medienthema. Nicht mehr und nicht weniger.

Lothar Mikos



Gewalt auf den Bildschirmen

Bisher ist – soweit mir bekannt – keine Veröffentlichung zum Thema Jugendmedienschutz aus Frankreich nach Deutschland vorgedrungen. In dem sehr informativen und übersichtlichen Buch zum Thema Gewalt im Fernsehen aus französischer Perspektive von Divina Frau-Meigs, Wissenschaftlerin an einer Pariser Universität, und Sophie Jehel, Mitarbeiterin des Conseil Supérieur de l’Audiovisuel (Paris) kann man lesen, warum: Es gibt einfach keine nennenswerten französischen Publikationen zur Gewalt auf Bildschirmen, ausgenommen vielleicht einige eher bibliographische Zusammenstellungen mit nahezu ausschließlich amerikanischen Quellen, die gegenseitig aufeinander verweisen, sowie einige Arbeiten mit polemischen Argumentationen Anfang der 80er Jahre. „Seitdem hat sich unter den Soziologen eine Forschungsrichtung etabliert, die die soziale Nutzung der Medieninhalte zum Thema hat. Paradoxerweise hat diese Forschung die These von der Bedeutungslosigkeit der angebotenen Inhalte noch verstärkt“ (S. 114). In Frankreich wird nämlich die Debatte um die Bedeutung

**Divina Frau-Meigs/
Sophie Jehel:**

Les écrans de la violence. Enjeux économique et responsabilités sociales (Gewalt auf den Bildschirmen. Ökonomische Investitionen und soziale Verantwortlichkeiten), Ed. Economica, Paris 1997, FF.

der Gewalt in Medieninhalten immer wieder von folgenden Argumentationen angeführt: – Gewalt sei ein menschliches Schicksal, – sie habe kathartischen Wert und könne sogar eine Gemeinschaft zusammenschweißen und – (das entscheidende Argument) zu glauben, die Medien seien Ursache der sozialen Gewalt, hieße der Zensur Tor und Tür zur Rückkehr zu öffnen (S. 16).

Die Befürchtung vor allem der französischen Intellektuellen, mit der Debatte um Gewalt auf den Bildschirmen zu einer neuen Zensur zurückzukehren, ist nur aus der französischen Geschichte heraus verständlich: Französischer Intellektualismus hat die französische Geschichte der Zensur, den Streit der Philosophen Voltaire und Rousseau („Ich kann keinem Ihrer Worte zustimmen, werde aber bis an mein Ende Ihr Recht, diese auszusprechen, verteidigen“) und die Reaktionen der Bourgeoisie im 19. Jahrhundert im Kopf, die die *Blumen des Bösen* von Baudelaire verdammt und Gemälde der Impressionisten zum Verschwinden brachte.

Das Nachwirken dieser Ereignisse über so viele Generationen hinweg läßt sich für uns Deutsche nur schwer nachvollziehen, legt aber die Vermutung nahe, daß vieles, was uns im eigenen Land selbstverständlich erscheint, für Europäer aus anderen Ländern möglicherweise auch nur mit Blick auf unsere Geschichte verständlich wird und nicht etwa aus einer „Sachlogik“ heraus.

Für uns „Ausländer“ enthält der Band einige interessante Zahlen und Darstellungen zur Lage auf

dem französischen Fernsehmarkt. Hier eine kleine Auswahl: In Frankreich gibt es fünf öffentlich-rechtliche Sender und 22 private, darüber hinaus 53 regionale oder lokale Abteilungen, 42 lokale Stationen, 11 Sender für spezielle Zwecke (Armee, Offene Kanäle...) und das Angebot eines Kabelnetzes, das – je nach Abonnement 15 bis 30 Sender anbietet, private und öffentlich-rechtliche (S. 13). Die tägliche Sehdauer der 4 - 10jährigen beträgt etwa zwei Stunden pro Tag (im Vergleich zu etwa sieben Stunden in den USA). Etwa 40% der französischen Kinder sitzt weniger als eine Stunde vor dem Fernseher, ungefähr 20% schauen etwa 3 1/2 Stunden (S. 115). 46% der 10 - 11jährigen Jungen mögen angstmachende Filme, hingegen nur 27% der Mädchen. Bei den 13-14jährigen ist das Verhältnis 55% der Jungen gegenüber 37% der Mädchen. Jungen lieben darüber hinaus die Spezialeffekte (72% Jungen und 54% Mädchen), wohingegen die Mädchen besonders französische Filme mögen (56% der Mädchen gegenüber 50% der Jungen) (S. 137). 1995 waren 53% der in Europa gesendeten Programme amerikanischen Ursprungs. Sie enthielten zu 65% gewalthaltige Bilder. Die national produzierten Programme waren weit weniger gewalthaltig. Sie hatten etwa 19% gewalthaltigen Bildanteil, sie machten nur 33% der Sendungen und 32% des Gesamtvolumens aus. Die französischen Sendungen, die keinerlei Gewalt beinhalteten, waren weit aus zahlreicher (45,5%) als die amerikanischen Fictionfilme (33,6%) (S. 106).

In diesen Statistiken deutet sich bereits das Hauptanliegen der

Autorinnen an: der Welle amerikanischer Medienprodukte, die nicht nur über Frankreich sondern ganz Europa schwappt, irgendwie Einhalt zu gebieten. Dazu dient nicht zuletzt der Conseil Supérieur de l'Audivisuel (CSA), eine staatliche Einrichtung, die im nachhinein die Programme der Fernsehsender von „der Abschreckung zur Selbstregulierung“ (S. 180) bringen möchte. Den Sendern liegen seit 1989 prinzipielle Empfehlungen zur Programmierung vor (Programmierung zu Familien-Fersehzeiten bis 22 Uhr, besondere Beachtung während der Ferienzeiten und der Kinder- und Jugendsendungen, Warnhinweise zu Sendungen, die das Gefühlsleben kleiner Kinder verletzen könnten), die – wenn sie sich nicht daran halten – empfindliche Geldbußen nach sich ziehen können. Der CSA hat mehrmals solche Strafen verhängt mit dem Effekt, daß die Häufigkeit der Programmierung gewalthaltiger Sendungen (vornehmlich amerikanische Serien) zu Zeiten, in denen Familien fernsehen, erheblich abgenommen hat (S. 180f.).

Es ist nicht allein die Masse der amerikanischen Produktionen, die die Autorinnen im Auge haben, es sind vor allem die in den Fictionfilmen transportierten Werte der amerikanischen Kultur, die sie für überaus schädlich halten: „Die Action-Szenarios, die immer wieder Gewalt transportieren, bringen die gesetzlichen Orientierungen durcheinander, und die Übertretungen vermitteln den Eindruck, man könne ungestraft Gewalt ausüben, wobei dann das Opfer den Preis zahlen muß. Um die ständige Anwendung von Gewalt zu rechtfertigen, wird eine sehr globale Moral zu Hilfe ge-

nommen: In den meisten Action-Filmserien wird die Gewalt zumeist als legitim dargestellt. Der einzelne Held befindet sich ausweglos erscheinender Gewalt gegenüber, er ist der einzige, der der Feindseligkeit der Außenwelt Einhalt gebieten kann. Die Gesellschaft wird als ein Ort dargestellt, in dem anarchische Kämpfe stattfinden, die als große Schlacht des Guten gegen das Böse geführt werden – ohne Rücksicht auf die Differenziertheit des politischen Lebens einer Demokratie (Kräftegleichgewicht, Menschenrechte usw.)“ (S. 85 f.).

Die Akzeptanz der kulturellen Orientierungen bei französischen Fernsehkonsumenten, die die amerikanischen Fernsehserien nahelegen, sind nicht etwa – so die Autorinnen – allein Ausdruck einer schleichenden kulturellen Kolonialisierung. Sie sind vielmehr Resultat einer äußerst berechneten und berechnenden Marketing-Strategie, der die Europäer bisher wenig entgegenzusetzen haben. Die medialen Produkte aus den USA vermitteln Bilder einer sozialen Fiktion, die möglicherweise auf die eigene Kultur und Gesellschaft einen schädigenden, weil zerstörerischen Einfluß nehmen können. Dem wird – auch als Argument gegen eine Zensur – entgegengehalten, die Kinder seien stark genug, sich von den Bildern amerikanischer Kultur distanzieren zu können.

Das Buch von Divina Frau-Meigs und Sophie Jehel ist aber nicht nur für die französische Debatte ein Meilenstein, sondern auch für die europäische, weil hiermit in Frankreich offenbar zum ersten Mal der Versuch gemacht wurde, eine umfassende kulturelle und ökonomische Informa-

tion zum Thema einschließlich sehr konkreter Vorschläge zu machen, und die Autorinnen die französische Debatte, auf die sie sich beziehen, nach Europa, ja über Europa hinaus öffnen. Zitiert wird in diesem Zusammenhang der Direktor der CSA, Hervé Bourges: „Die Überlegungen, die wir gemeinsam führen müssen, liegen im Zentrum einer globalen Debatte: Die Gewalt im Bildschirm ruft bei den reichen wie auch bei den armen Ländern große Besorgnis hervor. Und die grenzüberschreitenden Programme verschärfen das Problem. Es reicht nicht mehr, das Ausmaß dessen festzustellen, man muß die Bedeutung bedenken ... Die Schwierigkeit liegt darin, daß es sich hier nicht um eine Debatte um des Kaisers Bart handelt. Eltern, Erzieher, Fernsehmacher und öffentlich Verantwortliche sind aufgefordert, gegenüber einem Phänomen Position zu beziehen, das künftig die Dimension einer Herausforderung an die Gesellschaft haben wird“ (S. 178).

In dem letzten Kapitel entwickeln die Autorinnen ihre Vorschläge: In welchem juristischen und welchen institutionellen Rahmen läßt sich in welchem Ausmaß etwas gegen die Gewalt auf den Fernsehbildschirmen unternehmen? Sie stellen zuerst die europäischen, amerikanischen, kanadischen und australischen Regulierungsorganisationen vor, um dann die Möglichkeiten europäischer Institutionen zu diskutieren. Weitere Ideen beziehen sich auf die Mobilisierung der Konsumenten, die Medienerziehung und den „Widerstand“ der Fernsehschaffenden. Sie zitieren Pedro Almodovar: „Die europäischen Filme unterscheiden sich (von den amerikanischen).

Sie handeln vor allem von den menschlichen Lebensbedingungen, eingeschlossen den Gedanken an das, was das Menschlichste sein könnte. Die Produktion solcher Filme kostet nicht besonders viel. Was man braucht, sind Ideen, die sind billiger zu haben als der *Terminator*... Man muß wissen, daß die Amerikaner den Filmmarkt erfolgreich organisieren, besonders in Europa, und zwar zu ihrem alleinigen Vorteil. Sie kontrollieren, was in die Kinosäle kommt. Sie sprechen von freier Marktwirtschaft, aber es gibt keinen freien Markt, er gehört ihnen ... Das ist der Grund, weshalb wir unsere eigenen Bilder brauchen, aus unserer eigenen Kultur... In diesem Feld ist es die Aufgabe unserer Staaten, dem Einhalt zu gebieten“ (S. 221).

Das Buch vermittelt die Aufforderung von französischer Seite, sich an der europäischen Debatte zur Gewalt auf den Fernsehbildschirmen zu beteiligen. Trotz der in unserem Land leider nicht sehr weit verbreiteten Französischkenntnisse hoffe ich, daß die Botschaft des Buches in der BRD gehört wird und die entsprechenden Diskussionspartner erreicht.

Christian Büttner